

Zum Todtenfeste.

Nun hat sich rings die Flur entleidet Des Farbensgürtels bueter Pracht, Des Waldes letzter Sänger meidet Des Nordens kalte Nebelnacht;

Wie mahnt der sturmerwehten Blätter Und des Gefildes ruscher Tod An das verderbenschwangere Wetter, Das unserm Erdenwandel droht!

Was halt' so fliegend durch die Luft? Des Turmes ergne Jungen werfen Um Thranen für der Todten Gust! Und von des Friedhofs grünen Hügeln Steigt himmelan auf Windesflugeln Der Andacht reiner Opferduft.

D still, die ihr den theuren Todten Geht der Einnrung Fähren weh! Euch ist ein milder Trost geboten, Der Abnung eurer Schmerz verleiht: Sie sind in jenes Land geschieden, Wo in des Hochstn Schick und Frieden Das Leben liegend sich erneut.

Und einst sollt ihr sie wiedersehen, Wenn lammernmild und thranematt Nach hartem Kamp und Todeswehen Sich euer Aug' geschlossen hat. Schon heut', o Herz in demem Leide, Durchbebt dich Wiedersehersfreude Beim Anblick nach der Gatesstadt.

R. F.

Zum Gedächtniß des 21. November.

Das letzte Blatt ist vom Baume verweht, ist braun und wellt auf die Erde gefallen und zertreten, die letzte Blume ist verblüht — und die Glocken läuten das alte, wehmuthige Lied vom Blihen und Verwelken, vom Leben und Sterben. Und wo man die Glocken läuten hört, da werden die Menschen ernst und still, und diese ersten, stillen Menschen wunden den Kranz, kalte, farblose Kränze von Todtenblumen — zum Gedächtniß!

Die Glocken läuten und was sie läuten, das sind die uralten, ungelösten Fragen, die uralten, ungelösten Seufzer aus wunden Menschenherzen und klagendem Munde. Das sind die wehmüthigen Fragen nach dem „Warum“! Warum des Lebens Quelle verfliet, warum die goldene Kette zerreißt?

Wenn Tod des Lebens Sid, warum doch auf den Wegen Boll Pracht und voller Reiz so viele Blumen reben? Und wenn sie sterben bei des Herbstes Finnen und Regnen, Warum mit feuchtem Blie die dann entschwinden lehn?

Wenn Jovod das Leben ist, warum doch auf den Wegen Der Stein im Grabe liegt, an Blumen Dornen stehn, Doch du auf deiner Bahn nicht darfst die Füße regen, Willst du sie nicht beneh mit Gut und Thranen lehn?

Das ist das große „Warum“, nach dem die ganze Welt frägt und um das zwei edle Frauen — die Franzosin Louise Martin und die Deutsche Emma Bartel — in diesen fostlichen Reihen klagten. Beide ruhen in der Erde, und was sie im Leben nicht beantworteten konnten, — nun wird es ihnen beantwortet sein! Ihnen, wie den Millionen vor und nach ihnen, deren Gefallen heute vor unsere Seele treten — zum Gedächtniß!

Die Jahre kommen und gehen, und die Menschen leben und sterben. So manch' Einer mußte hinauf in das Grab, dem das Leben noch lachte, dem die Hoffnung noch blühte; so manch' Einer, der noch in Kämpfe um die höchsten Güter des Lebens kämpfte und sein ersehntes Ideal nur erst im Traume sah — so manch' Einer, dessen Arm noch hart und dessen Muth noch unerschrocken war — nun läuten die Glocken — zu seinem Gedächtniß!

Wir haben den Tod in den verschiedensten Gestalten gesehen. Hier strizte er sich wie ein Gewappener auf den blühenden Veil und nahm ihm Wart und Kraft, dort trat er wie ein heißt ersehnter Freund an das schmerrliche Krankenlager; hier war er so ganz könig der Sadten, so ganz in seiner schauerlichen Majestät, dort kam er wie ein freundlicher Arzt mit blutreicher Arznei. Heute nahm er die kleine, mageren Hand des Kindes und achtete nicht darauf, daß die feinen Fingerchen noch ein Stück liebes Spielzeug umklammerten, und morgen schon zerdrückte er das warme, forsende Herz der Mutter und ging dahin, ohne der Thranen und Wissen zu achten; hier war er der Senkemann, der das reife Getreide schneidet und in die Kammer führt, dort der unarmbrigige Geselle, der die Blumen zertritt, ehe sie noch erblihen! Ach, wir denken heute an Alle, Alle — zum Gedächtniß!

Die Glocken läuten, und wo sie läuten, da verstummten die Irren und Wirren der geschiftigen Welt und still wird's im Herzen — sehr still! Die Glocken läuten — und wie ich lausche, klingt's durch meine Seele:

Nur einmal zoger's, Das ist am Morgen Stellt sich nicht ein, Zu jener Zeit, Das helle Fruhlicht, Da Nacht's du vorher Gestorben bist.

(Griffparzer.)

Dann klingen abermals die Glocken, und wo sie klingen, da denkt man der Todten und meiner und deiner — zum Gedächtniß!

Zum Gedächtniß! Wohl dem, der ein Gedächtniß hinterläßt! Wohl dem, dessen Name nicht zertreten wird, wie das braune Blatt! Und wäre es nur eines dankbaren Kindes Herz, das seinen Namen weitertragt, nur eine bleiche Frau, durch deren Seele in stillen Stunden der liebe Name zieht, nur ein Mensch, der treu denkt an die Tage, die vergangen sind: das wäre schon des Lebens Preis. So viele werden zertreten und so viele last sich gern zertreten, als ob in diesem Gedanken nicht etwas wunderbar Hohes lebe, als ob der Gedanke nicht eine wunderbare Macht besae, daz bereinst ein Menschenkind beim Glodenton bei uns wäre — zum Gedächtniß!

Die Glocken läuten und die Menschen wunden Todtenkranze. Thranen, die lange verhalten waren, brechen auf's Neue hervor, Wunden, die längst vernarbt schienen, brechen auf, Zeiten, die längst entschwinden waren, kehren wieder — wir gebeten der Todten. Die Glocken läuten das alte, wehmuthige Sterbelied, aber sie läuten auch das starke, mächtige Lied von der Hoffnung und vom Troste. Und wie ich lausche, werden die Klänge stärker und voller, und mein Herz wird still. Der Winter stürmt, aber der Frühling naht; die Nacht sinkt herab, aber der junge Tag steigt herauf; das Samenorn vermodert, aber die Frucht muz treiben — das Erwige bleib! Und das tröstet!

Als ich den Weg durch's Thal genommen, Sang auf dem Weite ein Vogellein, Waren bei Nacht im Umgekommen, Die es gebrütet, die Jungen sein; Und es lang, es besang Auroren: — Meine Seele, o weine nicht du! Gott bleib' dem, der Alles verlor, Droben Gott, hier Hoffnung bau.

(Alfred de Musset.)

Die Glocken läuten und sie läuten Trost, Ergebung und Hoffnung — zum Gedächtniß!

Legt die Kränze auf die Irren und auf die alten Gräber und lat den Glodenton tief durch euer Herz ziehen! Die Gräber sind geschlofen, aber in solcher Stunde klingt's aus der Tiefe wunderbar herauf. Die Sage erzählt von einem alten Thurne, der unten seine Thür hatte. Zur Nachtzeit ist aber oftmals an diesem Thurne ein Thurlein unten sichtbar geworden, auch ging's aus und ein und hörte man allerhand Flüstern in alter unverständlicher Sprache, doch wurde Niemand gesehen. Was die Sage erzählt, wird nun wahr an den Gräbern unserer Lieben. Die Glocken läuten und die Gräber sprechen, sprechen in unausgesprochenen Worten, erzählen von Liebe und Treue, von Suhnlust und Kraft, von idealem Streben und Ringen, und was sie reden, das reden sie uns — zum Gedächtniß!

Lat sie ruhen von des Lebens Mue und Arbeit, von aller Sorge und Noth, legt einen Kranz auf den stillen Hügel und weint euch aus — zum Gedächtniß. K. St.

Eine unerwartete Begegnung.

Von Thor Range im Kopenhagener Dagobladet.

Im Frühjahr 1870 — so berichtet mein Gewährsmann, ein Kaditan der russischen Garde — war ich ein junger Mensch von 19 Jahren und kaum Offizier geworden. Daß ich mich damals nicht gerade durch Besonnenheit und geleitetes Wesen auszeichnete, sondern zu jugendlichen Streichen noch ebenso gut aufgelegt war wie meine jüngeren Brüder, wird man nicht ungerichtig finden. Ich hatte eine kleine Waise von 16 Jahren. Ihr Geist war unerschöpflich, wo es galt neue Spae zu erfinden; sie war die lustige Perion in der Familie. Um ihrer schönen Augen und ihres guten Herzens willen verhehlte ich nicht, ihr eifrig den Hof zu machen; daß sie jedoch hervorragend lebenswürdig gegen mich gewesen, dessen kann ich mich nicht rühmen. Eines schönen Tages schliefen wir Beide eine Weile a discretion miteinander ab. Der Verluste war natürlich ich — nicht aus Höflichkeit, bewahre! — einfach aus Dummheit. Sate mir's wohl vorher denken können. Was ich mir aber unmdglich vorher hätte denken können, war, daß mein Wäschen Rascha als Einblung der Wette von mir verlangen würde: ich solle meinen Bart opfern, und mich dann photographiren lassen, und zwar in ihrem schwarzeiden Kleide und einem Damenhut nach ihrer Wahl auf dem Kopfe. Der Wäsche war meinem Knebelbart, der erst vor Kurzem das Licht der Welt erblickt hatte und dem ich seines noch spatlichen Buchses halber eine iberaus sorgliche Pflege angedeihen ließ, wurde mir sehr schwer; indes, ich mußte mich nolens volens in mein trauriges Schicksal ergeben, und ein Preiser am Newsky-Prospekt entfernte in wenigen Augenblicken

jede Spur des Resultats jahrelanger Pflege. Dann mußte ich mit nicht geringer Mue und unter ernstlicher Gefahrung des zarten Gewandes in das schwarze Damenkleid steigen, das, der damaligen Mode entsprechend, mit langer Schleppe versehen war. Ferner wurde mir ein Chignon auf's Haupt gesetzt, und oben drauf ein fettes Hutchen, welches, wie ich mich deutlich entsinne, ein ausgeposteter Vogel mit offenem Schnabel und langer Schwanzfeder, Farbe Bismarck entragte, schmückte. Während dieser seltsamen Einkleidung hatten meine Schwestern und Vaser sich halb tot gelacht und schoben mich unter trampfhaftem Getische die Treppe hinaunter und in die bereitliegende Droschke hinein. So rollte ich zum Hof-Photographen Lewitsky. Der am Eingang wachhabende Schweizer half mir galant aus dem Wagen, und schon war ich mehrere Etagen emporgeliegen, da, als ich eben im Begriff war die nächste Treppe hinauf zu eilen, begegnete mir plötzlich — der Kaiser! Kaiser Alexander II, die weiße Feldmue der Gardeuniform auf dem Kopfe, die Chemiese sich umknopfend, kam langsam die Stufen hinabgedritten, gerade auf mich zu.

Ich verlor völlig den Kopf. Mir schlotterten die Knie, und alles Blut strömte zum Herzen. Mein erster Gedanke war umzusehen und zu fliehen; indes nur wenige Treppenstufen trennten mich vom Kaiser, und Flucht war unmdglich. Ich stand still, und mich ganz abgehend, völlig unfähig meine Gedanken zu sammeln, nahm ich eine strenge militärische Haltung ein, legte die Finger der rechten Hand an die Seite des Damenhutes und machte Souneur.

Der Kaiser hemmte seine Schritte mit einem Ausdruck höchsten Erstaunens iber diesen militärischen Gruf einer Dame. Dann ging er schnell auf mich zu.

„Nun! Was soll das bedeuten?“ fragte er in einem Ton, welcher Verwunderung und Strenge verrieth, und murmelte mich von der Sohle bis zum Scheitel. „Wer sind Sie?“

„Fahnenjunker B. in der kaiserlichen Garde, zweites Regiment, zweites Bataillon, dritte Kompanie, Abtheilung zwei“, rapportirte ich mit vor Schreck zitternder Zunge. „Aber was bedeutet denn diese Maskerade?“ brach der Kaiser aus. „Die Hand herunter, sage ich! Wie kommen Sie auf solche Possen?“

„Majestät, ich habe eine Wette a discretion verloren und bin verurtheilt worden, mich in Damenkleidung photographiren zu lassen und darum bin ich hier.“

Der Kaiser kniff den Mund zusammen, seine Augen aber lächelten mit der ihm eignen Herzensgüte, mandmal fast zarlichem Ausdruck, um dessen willen jeder Mensch ihn innig lieben mußte.

„Also so hängt das zusammen?“ sprach er. „Gehen Sie hinauf, Sie Tagedieb Sie, und lassen sich abnehmen, und wenn Sie dann photographirt worden, fahren Sie in dieser Montirung, in der Sie jetzt stehen, geradeweges zu Ihrem Regimentskommandeur, und melden, daß ich Sie sende.“

Das Vacheu gewann die Oberhand beim Kaiser. „Verstanden?“ fügte er lauter werdend, und mit dem Bestreben ernst zu bleiben, hinzu.

„Zu Befehl, Majestät!“ stotterte ich. Der Kaiser biß sich auf die Lippen, scherte mir den Waden zu und legte seinen Weg fort.

So, nun ist alles verloren, dachte ich bei mir selber, indem ich die Treppen hinauf stolperte. Ich vernunfte von ganzem Herzen — nicht meine kleine Waise, von der ich wußte, wie nahe ihr mein Unglück gehen würde, aber die tolle Wette, vor allen Dingen jedoch meine eigene Konfusion und meinen thridchten Mangel an Besonnenheit.

Was beim Photographiren mit mir vor sich gegangen, erinnere ich mich nicht mehr. Meine Gedanken waren anderswo. In dunstigen Farben malte meine Einbildungskraft Bilder der Zukunft, die jetzt meiner wartete. Mein Schicksal war unabandlich. Wie der Kaiser befohlen, mußte ich zum General in meiner „Montirung“, und drum gab ich schweren Herzens dem Kaiserlich den Befehl, zur Kaserne der kaiserlichen Garde zu fahren.

„Ist der General zu Hause?“ fragte ich den Unteroffizier, der mir die Thür offnete.

„Samohl, Euer Gnaden. Wen befehlt das gnubige Fräulein zu melden?“

„Dummkopf“, entfuhr es meinem Munde, „melde den Fahnenjunker B.“

Der Unteroffizier betrachtete mich, als wollte er seinen Augen nicht trauen. Als er mich endlich erkannte, vermochte er sich nicht zu halten und brach in lautes Gelächter aus. „Was halt Du hier zu lachen, Du Feil!“ donnerte ich ihn an. „Melde mich, und das geschwind!“

Während er drinnen mich anmeldete, stand ich am Eingang vor dem Spiegel und brachte meine unglückliche Toilette ein wenig in Ordnung. Der Hut mit der langen Feder lag schief, und ich nahtm mich iberhaupt recht gottserbarmlich aus. Mein Vater war dem General persönlich befreundet. Ich selber kam oft als Gast in sein Haus. So war ein Besuch von mir durchaus nichts Neues.

„Laß ihn hereinkommen!“ hörte ich durch die Kabinettür meinen Chef befehlen.
Ich trat ein. Der General sah, den Rücken nach der Thür gewendet, an seinem Arbeitstisch und schrieb.
„Guten Tag, guten Tag, mein Vetter“, sprach er, ohne sich umzusehen. „Entschuldigen Sie mich einen Moment; gleich bin ich zu Ihren Diensten“, fuhr er fort, während die Feder über das Papier dahinglitt. „Nehmen Sie Platz.“

Mit meiner Schleppe durchs Zimmer rauschend nehme ich Platz.

„Nun, was giebt's Neues?“ fragte er bald darauf, die Feder zur Seite legend, und wandte sich nach mir um.
Der Ausdruck von Erlaunen oder richtiger, von Entsetzen, der sich nun bei meinem Anblick auf seinem Gesichte malte, spottete aller Beschreibung. Mit erstarnten Augen richtete er sich halb auf, um alsbald sich wieder zu setzen.

„Alle guten Geister, was ist das! Was soll das bedeuten?“ fragte er, nach Luft schnappend.
„Ich habe die Ehre mich auf allerhöchsten Befehl Se. Majestät des Kaisers Ew. Excellenz zu melden. Se. Majestät traf mich in diesem Damentörmel auf der Treppe zum Hof-Photographen Bewirth und befaß mir, vor Ew. Excellenz in eben dieser Tracht zu erscheinen.“

Der General wurde schwarz und blau im Gesicht und saß in seinen Lehnsstuhl zurück. Offen gesagt, war der Mann, trotz aller seiner lebenswichtigen, vortrefflichen Eigenschaften, die er als Mensch besaß, in dienstlicher Hinsicht so etwas von einem Klotz.

Der Kaiser — der Kaiser — stöhnte er. — „Ein Glas Wasser!“ drachte er nur noch mit schwacher Stimme hervor und — fiel in Ohnmacht. „Wasser, Wasser, Wasser, Wasser!“ rief ich erschrocken und löschte ihm den Uniformrock am Knie auf.

Die Thür des Nebenzimmers wurde aufgeschoben, und die Frau Generalin trat ein. Der Anblick einer fremden Dame, die sich um ihren ohnmächtig gewordenen Gemahl zu thun machte, ließ sie im ersten Augenblick erstarren. „Wasser, Wasser!“ rief nun auch sie. Gleich vor Angst um ihren bewußtlos daliegenden Gatten riß sie am Glockenzug. „Wer Sie, wer sind Sie, was führt Sie hierher?“ so fürzte sie auf mich los. „Darf ich fragen, wer Sie sind! Wo kommen Sie, eine mir willfremde Dame, dazu, in mein Haus zu dringen, in das Zimmer meines Vaters und hier Unheil anzurichten!“

„Allgütiger Gott und Vater, Ew. Gnaden, wie können Sie mich für eine Dame halten! Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin der Fabrijunker A.“, rief ich ängstlich aus und retirirte in eine Ecke des Zimmers.

Der tragische Situation zum Trotz oder vielleicht in Folge derselben, delam die Generalin einen Anfall von Zuckampf, so daß sie fast gleich ihrem Manne die Besinnung verloren hatte. Mittlerweile war es der Stubenmagd und zwei Dienern gelungen, meinen armen Chef wieder zum Bewußtsein zu bringen. Nachdem er den ersten Schreck überunden, machte er mir eigentlich keine Vorwürfe, sondern schüttelte nur wiederholt das Haupt. Der arme alte Mann war offenbar sowohl um mich als um seine eigne Person besorgt. Der General ließ scheinlich den Negimentsadjutanten sowie den Bataillonskommandeur und den Kompaniechef holen. Nachdem diese Herren sich eingefunden und jeder für sich vorläufig mich mit einer Beschlusnote beglückt hatten, wurde beschloffen mich zunächst im Zimmer des du jour-habenden Offiziers als Arrestanten zu behalten, während der General sich von dem Höchstebefehlenden, Nikolaj Nikolajewitsch, nähere Instruktion ausbat.

Als man annehmen durfte, daß Se. Excellenz abgehahren sei, bot mir der Negimentsadjutant den Arm, und begleitet von einem schallenden Geschütz der Frau Generalin, in welches alle Anwesenden einstimmen, begab ich mich hinunter in das du jour-Zimmer und ließ mir meine Uniform holen.

Das Gerücht von dem Vorfall verbreitete sich mit Blitzeseile in der Kaserne, und zehn Minuten später war das Zimmer von Offizieren angefüllt, die mich in Augenzeugen nehmen wollten. Der niedergeschlagenen Stimmung, in der ich mich befand, unbeschadet, überhäufte sie mich mit Komplimenten. Einer der Herren setzte sich sofort an das Piano, und die übrigen walzten einer nach dem andern mit mir in meiner Eigenschaft als improvisirte Tänzerin einige zwanzig Mal durchs Zimmer.

Abends um sieben Uhr kehrte der General heim, die sehrnichtig erwartete Entscheidung mitbringend, welche die milde Meinung des verstorbenen Kaisers vortrefflich charakterisirte.

Der Kaiser hatte befohlen, mir einen Tag Arrest auf der Hauptwache zu geben, jedoch ohne Entragung der erlittenen Strafe in mein Dienstformular und nur mit der Angabe im Tagesbefehl, daß der Fabrijunker J. und J. mit einem Tag Arrest belegt worden sei, weil er sich „ohne Erlaubnis“ auf der Straße gezeigt habe.

Ueberdies hatte Se. Majestät mir den allergnädigsten Befehl erteilt, persönlich ihm mein Bild in Damentörmel, sobald dasselbe fertig sei, zu überreichen. Eine Woche danach hatte ich, nach glücklich überandenem kurzen Arrest die Ehre, dem Kaiser im Winterpalast meine Aufmerksamkeit zu machen und ihm meine Photographie in Kabinetsformat eigenhändig zu überbringen.

Der Jar genügte, die Ausführung wohlgelungen und die Reklamationen zu nennen, wobei er jedoch bemerkte, daß der Ausdruck namentlich bei einem jungen Mädchen gern etwas freier und fröhlicher hätte sein dürfen. Se. Majestät fügte hinzu: „Wie konnten Sie, junger Freund, doch so ganz und gar den Kopf verlieren! In Ihrer Eigenschaft als junge Dame hätte es Ihnen ja freigezunden einfach vorüber zu rauschen, oder auch,

wenn Sie das wollten, sich zu verneigen. Aber so ohne Weiteres außer Fassung zu gerathen, das sieht einem Klotz, geschweige denn einem Offizier nicht wohl an.“

Dann reichte der Kaiser mir in Gnaden die Hand, und dankerfüllt küßte ich in tiefer Ehrfurcht die Gspanlette auf seiner Schulter.

So verlief die kleine Episode, die mir seiner Zeit einige angstvolle Augenblicke bereitet hat, an die ich aber jetzt mit ungemeinem Vergnügen denke.

Die Würst.

Es ist ein Wort von unästhetischem Klang, aber es ist ein gutes deutsches Wort, ein kräftig und kernig klingendes. Daher bezeichnet auch die einzige Zusammenfassung, in der das Grundwort seiner ursprünglichen Bedeutung entrückt ist, der Hauswürst, eine uralt typische Lieblingsfigur der germanischen Nation, die nicht bloß auf der Volksschaubühne heimisch war und noch ist, sondern auch die größten Dichter zu ganz merkwürdigen Anlässen beglückte hat. Im Sprichwort ist dies Substantivum reich und drastisch vertreten, und in der Dichtersprache ist es sogar gleichbedeutend mit „Homade“. Schon Luther hat gesagt: „Die bösen Zuhörer haben gern lange Bratwürste und kurze Predigten“, während Sprüche, wie: „Würst wider Würst“, „Die Würst nach der Speckseite werfen“, „Wie der Mann, so wird ihm die Würst gebraten“, „Brüßlich Du mir die Würst, lösch ich Dir den Durst“, „Von einer Würst kommt ein ganzes Haus voll Rauch“, „Es paßt ihm, wie dem Hund die Würst“, „Die Würst beim Hundlaufen“ und dergl. mehr, überall im Volke gang und gäbe sind. Auch der Garten der Poesie ist dem ungesägten Worte und Begriffe keineswegs verschlossen. Meister Göthe hat dem „Würstlein“ im Sardanapal der Welt ihre wohlverdiente Stelle eingeräumt und das utopische Bild aufgestellt: „Das war Dir ein schönes Gartengelände, so man den Weinpfad mit Würstlein bände.“ Der romantische Uhlend aber singt tapfer hinaus: „Es reimt sich trefflich Wein und Schwein und paßt sich köstlich Würst und Durst; bei Würstlein gilt's zu bürteln!“

Die Würst ist eine aus gedachten Fleisch und Fett, welche in einen thierischen Magen, Darm oder dergl. eingefüllt sind, zubereitete Speise, deren Variationen so unendlich sind, wie der Stoff selbst. Nach Till Eulenspiegel ist sie eines der merkwürdigsten Dinge auf der Welt, denn sie hat keinen Anfang, sondern nur zwei Enden; dagegen behauptet Jean Paul, sie sei keine Nahrung für den Menschen, sondern nur für den lieben Herrgott, denn der wisse einzig und allein, was sich darin befände. Jedenfalls ist die Würst eine der urältesten Erfindungen in der Vereinerung der Kochkunst und nur Wunder zu nehmen, daß man dem Denker, der die erste komponirt, seine Altäre gebaut hat, allein, verstanden ist in die ewige Nacht der Erunder großer Namen so oft, was sie erfinden müssen wir wohl, aber belohnt Erinnerung sie auch?“ hat schon der sublimen Klopstock gesagt. In der Bibel stoßen wir freilich nicht auf Würst — in ihr ist das Schwein überhaupt verabschlichtigt. Um so mehr kommt es in einem anderen Buche der Bilder zu Würden, in den Hapodien des Vaters Homer. Und so erhalten wir denn die erste zuverlässige Würstbunde aus der Odyssee.

Als der verkannte Leberade an der Schwelle des eignen Hauses von dem als Vließer weiberrückigten Bettler Tros insulirt und zum Faustkampf gereizt wird, da verheißt die übermüthigen Freier den Siegespreis: „Hier sind ja Weismagen gelegt auf glühende Kohlen, welche mit Fett und Blute gefüllt, wir braten zur Nachtzeit“ — und nach dem Streit legt Antinous dem Odysseus dar „den gewaltigen Magen mit Fett und Blute gefüllt.“ Hier haben wir also sichtlich die „Unwürst“ und zwar zu einer Zeit, in der man von Kochen des Fleisches noch nichts wußte, nur von Braten, denn ersteres wird von Homer niemals, letzteres unzählige Male erwähnt und beschrieben. Uebrigens wissen wir, daß bei den Gastmahlen der alten Griechen keine grillirte Würste sowie geüllte Saumagen in einer Dünke von Eßig, Kümmel Silybium neben Bier und Austern das Entree bildeten. Die Römer brachten das Braten in hohen Schöpfung, wie sie denn überhaupt in Allem, was Essen und Trinken betraf, das Höchste leisteten und den Hellenen weitaus überlegen waren. Würste waren eine der beliebtesten Speisen in Rom und auf dem Forum suarium (Schweinemarkt) stets in Massen zum Verkauf ausgelegt. Durch den genialen Kochkünstler Apicius sind verschiedene alt-römische Würstrezepte bis auf unsere Tage gelangt. Schon damals gab es der Gattungen und Arten fast so viele und mannigfaltige wie heute. Die Römer kannten und besaßen Mettwürste, Bratwürste, gedächerte Würste, Fleisch- oder Mettwürste.“ Von letzteren berichtet Horaz in der vierten Satire des zweiten Buches, daß ihrer der Trinker begehre, um sich zu fröhlicher Leistung zu stärken. Endlich wurde das Kalbfleisch auch als Sätze verripert oder den hochangehendem Saumagen einverleibt. Den letzteren brachten die Schüler des Puffallus nur auf die Tafel, wenn er von einem Mutterchweine stammte, das im Augenblick des Werdens getödtet worden war. In dieser kritischen Periode lie derlei als am weitesten und schmackhaftesten, letzten sie.

Eines von der Würstkunst der alten Römer ist auf ihre Nachkommen übergegangen, allein bei Weitem nicht in dem Grade, wie sie von ihren Erben in der Welt Herrschaft, den Germanen, ausgebildet, ja alsbald mit echt deutschem Tiefreize zur Wissenschaft erhoben worden ist. Das Mittelalter brachte eine wahren Würstfaktus zur Blüthe; wenn in Deutschland die Würstgerichter einer freien Stadt sich hervorthun, gärendem Thierendrang einen Ausweg schaffen wollte, so trat sie in feierlicher Rath-

stimmung zusammen und faßte den Beschluß, eine gro Würst zu machen; eine Stadt suchte es darin der anderen mit gerechtem Ehrgeiz vorzuziehen; schon glaubten die Drammfänger mit ihrem Ereigniß von achtundhundert Ellen Länge sichern Fuß im Tempel des Nachguckens gefast zu haben, da that Königsberg in Preußen voll heldenhafter Eifer suchte es allem Dagegenen zuvor durch eine zmeitausendzehn Fuß lange Würst, welche anno 1601 zur Begückung des Jahrbunderts unter Kaiser- und Zintenschall in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen wurde, voran die edelsten Geschlechter, mit Leder auf den Achseln, von wegen dem Fette.“ — (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Erinnerung an unsere Todten.

Das Leben bringt so manches Scheiden
Mand's schweres Weinenandergeln.
Und bei der Trennung bitteren Leiden
Spricht man so gern vom Wiedereln.
Doch das sind wohl die herzlichsten Schmerzen,
Ernt des Todes erntes Weiden.
Wenn er das Viehle uns vom Herzen
Zu rüh reißt unerlöst fort.
Im Christenthum liegt ein Hoffen,
Ein Hoffen, das uns aufrückt hält,
Sind wir von schwerem Schmerz betroffen,
Bei dem so gern vom Wiedereln.
Da ist ein alterträubler Wächter,
Da ist ein Wächter himmelwärts,
Vertrau dem Leib des Himmels Mächten,
Denn im Gebet liegt Trost für Schmerz.
Neu schmerzt heut wohl man'se Wunde,
Die schwer der Todesengel schlug,
Denn — den in schwerer Schredelunde
Ertrug den Schmerz ein eure, obden
Im Hoffen auf ein Wiedereln!
Gott weiß, warum er es geboten
Das schwere Weinenandergeln.
Richard Volkmann.

Die letzte Rose.

Es sinkt der Tag, da bricht mit Wurgulst
Die Sonne noch einmal durch Wolkenhügel
Und muntet der Erde, welche liegend ruht,
Den Schwedebart zur stillen Abendzeit.
Schon wird es kühl, es schneigt der Wägel Lieb
Natur vertheilt den eignen Beschleide —
Doch ist, o Wunder! einmal mir erblickt
Am Grab der Weinen eine garie Rose.
Das Leben eilt, der Jugend Tage fliehn,
Es schwinden Zeit und Kraft und süßes Ringen;
Die Stunden, welche nur verweilen,
Nur schweren Ernst und bitter Täuschung bringen.
Daß mir das Glück, das durch der Wolken Rast
Mir schmeicheln willt, mein armes Herz umtost:
Die Weinen haben liebend mir gebracht
Ein Kind des Sommers, ein garie Blöde.
Auch mir hat einst der hohe Aere gelüßt,
Wo taubend Knospen stehend uns umflohen;
Und mir der Liebe Rauberrecht erschlossen!
Da pflicht ich wohl den idyllischen Wänteranz,
Als ich gerüht in hüßig grünem Blöde:
Nun blüht mir in des Lebens letzten Schlag
Am Grab der Weinen nur die letzte Rose.
Kommt einst für mich der letzte Abenddahn,
Bewelst die letzte Blume mir im Leben
Und küßt ich dann mit einam und allein,
Daß, guter Gott, die arme Brant nicht bebent!
Und bricht das Herz, und geht zur letzten Ruh'
Der müde Wäler in der Mutter Schoße,
Dann küßten neben ihm in enger Truh'
Die er geliebt — dann wolle die letzte Rose.
Joh. Chr. Galtzer.

„Meine Winnen keine Wätter.“

Mehr, als in dem Empfänger irakht dem Gebet die Liebe,
Die, für welche man sorgt, werden im Sorgen uns lieb.
Wilhelm Heße.

Wer dem Glück entragt,
Dat das Glück entragt.

Ernst Ziel.

Communum von Verthob Annu.

Der Säckel blinkt in feiner Sand,
Er laßt heran, zum Kampfe bereit,
Und fällt er in dem heißen Streit,
Stirbt er für's theure Vaterland.
Er küßt gerüchlos hin und her
Auf wohlgelegtem, grünem Plan,
Und endet seine kurze Bahn,
So sieht man ihn alsbald nicht mehr.

Quadrat-Arithmetisch von Marie Krütgen.

1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10

Die Diagonalen ergeben ein ländliches Felt.

Lösungen aus Nr. 47.

Die Lösung des Etaten-Räthels ist uninteressant aus dem Leben
gehörten, hochgeschätzten Fremdes F. Oumun, „Heime-Klänge“
ist. Ich weiß nicht, was ich es bedeutet, daß ich in krankem
2. Silben = Aufgabe: Wieland, Egeren, Salam, Gertrud,
muth, Hübner, Dieringer, Schulze, Alie, Gerstlin,
Anna, Deger, Klemes, Wohlhüt, Klappmajor, Meiningen,
Hera, Seeland, Ben, Weihen, Vetter. Wie sie so laßt
ruhn die Seelen, an deren Wohnplatz meine Seele weilet!
3. Charade: Stammbaum.

Gerechtes.

Dem Krütgen. Wenn Du mir erzeigst Kammernambli 1 u. 3 richtig,
Dont's d. Die Lösung der „Heime-Klänge“, sowie die Worte des verstorbenen
Fremdes, welche er wenige Tage vor seinem Tode, als wir uns noch lebend
schreiben erlaubigen, zu uns sprach: In Weimern werden noch vorüber
sein — lassen darauf schließen, daß er von Beobachtungen erfüllt war.
Nichtige Lösungen fanden ferner: H. Koch, Olga Franz in G., Ernst
Breiting, Antonie Zech in J., M. Wagner, Johanne Klappier in W.,
R. Z., G. F., Ernst Gütler, Carl Wilmshart.